



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Biehringer, F.: Die Papstburg zu Avignon

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Hand und an den dafür besonders geeigneten Stellen. Ernste Erörterungen über Gott, Gottesglauben und Gottesverehrung, über die Unmöglichkeit der Gotteslästerung, über die Pflichten des Erziehers erinnern uns an die edle Tendenz des „Krauskopf“; Wette spricht hier am deutlichsten aus dem Spökenfiker. Ebenso erfreut uns überall der prächtige Humor und die Festigkeit der Lebensanschauungen Wettes, die schon beim „Krauskopf“ wie Sterne in der Nacht die bedenklichsten Situationen erhellen.

Daß es dem Dichter nicht um Spiele seiner Phantasie, sondern um traurig ernste Lebensfragen zu tun ist, erfahren wir schon aus dem Gedichte „Nemesis“, das dem Roman vorausgeht. Die Schlußworte mögen auch hier dafür zeugen:

Rast- und ruhlos zermalmet dein Rad
Das buhlerisch lächelnde, lockende Glück;
Unsichtbar dem Wandrer zur Seite
Beugst du den stolzen Nacken ihm nieder.
Zum Grunde der Schale schaust du hinab,
Worin du das Leben der Sterblichen prüfdest:
Richterin du mit der richtenden Wage,
Nemesis, schicksalentscheidende Macht,
In Gnaden, du Himmlische, walte des Rechts!

Getrost konnte Wette seinen „Spökenfiker“ in die Welt ausschicken: er wird allen Lesern Freude und hohen Genuß bereiten. Die frische, natürliche und doch sorgfältig gepflegte Sprache wird ihm den Weg ebnen, die geschmackvolle und vornehme Ausstattung auch die Aufmerksamkeit derer fesseln, die den Dichter bisher nicht kannten.

Al. Reifferscheid



Die Papstburg zu Avignon

Von f. Viehringer



Unter allen Städten Südfrankreichs hat wohl keine im Mittelalter eine so hervorragende Rolle gespielt, keine aber auch einen unheilvollern Einfluß auf das Geschick ihrer nähern Umgebung und auf das von ganz Europa ausgeübt als Avignon. Wenn die greuelvollen Bruderkriege, die Frankreichs blühende Gefilde im sechzehnten und im achtzehnten Jahrhundert verwüsteten, in der Provence und in Languedoc mit mehr Erbitterung als in andern Provinzen geführt wurden, so trug vor allem Avignon die Schuld daran. Wurden doch hier am Hofe des päpstlichen Vizelegaten mit einem Fanatismus ohnegleichen die Waffen geschliffen, die treuen Anhänger des Evangeliums von Haus und Hof, aus der Heimat, die ihr stiller Fleiß aus trostloser Steinwüste in einen blühenden Garten verwandelt hatte, vertrieben oder erbarmungslos der Inquisition überliefert. Und zwar flebt dieser Geist der Unduldsamkeit, der auch heute noch nicht völlig erloschen ist, der Stadt schon seit jenen Tagen an, wo sie aus dem Dunkel einer einfachen Provinzialstadt hervortretend plötzlich zum Brennpunkt des gesamten geistlichen Lebens im Mittelalter wurde.

Der folgenschwere Schritt Papst Clemens des Fünften zu Beginn des vierzehnten Jahrhunderts, den Sitz der Kurie auf Betreiben Philipps des Schönen von Italien nach Frankreich zu verlegen, hatte aus dem kleinen Avignon mit einem Schlage eine Weltstadt gemacht, in der Könige und Fürsten mit glänzendem Gefolge, die höchsten priesterlichen Würdenträger zusammentrafen, dem Haupt der Christenheit ihre Huldigung darzubringen. Niemals wieder hat das Papsttum eine solche Machtfülle entfaltet, als damals zur Zeit seiner Abhängigkeit von den französischen Herrschern. Nicht weniger als fünfzehn abendländische Könige hatten sich unter den Schutz des päpstlichen Stuhls begeben. Es kann deshalb nicht wundernehmen, daß der Statthalter Christi im Bewußtsein einer solchen, den Weltkreis überragenden Stellung nach Gutdünken Kronen vergab, ja ganze Länder verschenkte und mit furchtbaren Bannstrahlen die Sünder traf, die es wagten, sich seinem Gebot zu widersetzen. Es wird ja erzählt, daß man es selbst einem Kardinallegaten zu Avignon verdachte, wenn er sein rotes Käppchen vor dem König von England zog, vor dem Vasallen des Papstes, der sein Reich dessen Gerichtsbarkeit unterstellt hatte. Und ob auch der Bannstrahl, den Papst Johann der Zweiundzwanzigste gegen Ludwig den Bayern schleuderte, zunächst wirkungslos blieb, und die deutschen Fürsten sich nur um so enger um ihr Oberhaupt zusammenschlossen, so wurde doch dem ehrgeizigen Handwerkersohn aus Cahors, dem jedes Mittel zur Erreichung seines Zieles recht war, der Triumph zuteil, daß nicht nur der von Ludwig ernannte Gegenpapst Nikolaus der Fünfte als demütig Flehender vor ihm erschien und auf Lebenszeit sein Gefangener wurde, sondern daß der Kaiser zuletzt selbst, sogar unter Preisgebung der Männer, die bei seinem Kampf gegen die Papstgewalt treu zu ihm gehalten hatten, immer wieder, wenngleich vergeblich, seinen Frieden mit der Kurie zu machen suchte. Und doch hat unter Johann die Macht der Avignoner Päpste noch nicht ihren Höhepunkt erreicht. Erst Clemens der Sechste (1342 bis 1352), eine zur Herrschaft geborne, willensstarke Natur, beugte des Papsttums vornehmsten Widersacher, der mit ihm jahrhundertlang um die Welt Herrschaft gerungen, das deutsche Kaisertum in der Person Karls des Vierten so seinem Zepter, daß von dem altherwürdigen Ansehen des germanischen Kaisertums auch nicht ein Schatten übrig blieb. Allerdings schlug gerade die Herrschaft dieser beiden Päpste, die bei Johann mit einer unersättlichen Gier nach Anhäufung von Schätzen, bei Clemens mit einem bis dahin unerhörten Aufgehn in weltlichen Lustbarkeiten verbunden war, dem Papsttum, ja der ganzen Christenheit schwere, nie wieder zu heilende Wunden. Der Hof von Avignon war dadurch in solchem Maße eine Zuflucht geistlicher Abenteuerer geworden, daß er seinen Zeitgenossen als ein zweites Sodom und Gomorrha galt, und daß sogar strenger gesinnte Päpste, wie Benedikt der Zwölfte, Innozenz der Sechste und Urban der Fünfte, mit dem Gedanken an eine Reformierung der in der Kirche eingerissenen Mißbräuche nicht durchzubringen vermochten. Ob es allerdings ein Glück für das gesamte geistige Leben späterer Zeit gewesen wäre, wenn jene Päpste eine Erneuerung der Kirche durchgeführt und so die Reformationsbewegung von vornherein unterbunden hätten, bleibe dahingestellt. Geleugnet kann jedenfalls nicht werden, daß die Kurzsichtigkeit der Kurie, die sich nicht rechtzeitig an die Spitze jener immer gefährlicher anschwellenden Strömung zu setzen wußte, die Katastrophe beschleunigte, ja die unheilvolle Spaltung innerhalb der Christenheit in zwei feindliche Lager selbst mit herbeiführte, eine Spaltung, die ja heute noch ihre düstern Schatten auf die Entwicklung moderner Staatesgebilde wirft. Wie aber oft ein schneidender Hohn in dem ehernen

Gang der Weltgeschichte und ihrer fortschreitenden Entwicklung zum Ausdruck kommt, so sollte sich hier gerade zu Avignon, unter den Augen der starr auf ihren Prinzipien beharrenden Geistlichkeit, ja von dieser sogar beschützt und behütet, der Keim jener neuen Lebensansicht entwickeln, die zwei Jahrhunderte später die Menschheit aus den enge gesteckten Grenzen mittelalterlicher Anschauungsweise heraus zu den freien, lichten Höhen der Forschung, der Erkenntnis, der ungehemmten Entfaltung des eignen Individuums führte. Die Geistes-tätigkeit Petrarcas, des großen Florentiners, der das päpstliche Avignon mit seinem Dichterglanz erfüllte, des Humanisten, der als erster die Überlieferungen der Antike zum Gegenstand scharfsinniger Betrachtung machte, des modern angelegten Menschen, der im Widerspruch zur damaligen Weltanschauung seine Persönlichkeit, sein Denken und Empfinden, seine Freude an den Schönheiten der Natur und den Werken der Kunst voll zur Geltung brachte, diese für jene Zeiten unerhört selbständige Geistes-tätigkeit eines von der Huld der Päpste getragenen Klerikers hat der glänzenden Epoche die Bahn gebrochen, die diesseits der Alpen die Reformation, jenseits davon aber der Renaissance goldne Blüten gezeitigt hat.

So steht die Papststadt Avignon vor uns als die vornehmste Trägerin der Ideen und Gefühle, die das ausklingende Mittelalter bald so eigentümlich anziehend, bald wieder so furchtbar abstoßend erscheinen lassen. Und sonderbarerweise trägt auch die jetzige Stadt noch etwas von diesem widerspruchsvollen Wesen an sich. Da liegt sie vor uns inmitten einer wahrhaft paradiesischen Gegend, von zierlichen, mit außerordentlicher Eleganz aufgeführten Mauern in so weitem Umkreis umgeben, daß darin heute noch Gartenanlagen und Wiesen-gründe Platz finden, eine enggebaute, dumpfe Stadt voll hoher, winklichter Gassen, bei denen man sich vergeblich fragt, wie es möglich war, daß hier die feierlichen Umzüge stattfinden konnten, wie es der pomphaste Gottesdienst der katholischen Kirche, die glänzende Hofhaltung einer Papstresidenz mit sich brachte. Unwillkürlich treten uns Petrarcas Worte vor die Seele, der von Avignon als einer „schmutzigen Stadt voll stinkender Gassen spricht, auf denen wütende Hunde dahinfliehen, Wagen mit ihrem Rasseln die Häuser erzittern machen und mit ihren Lasten den Weg versperren“. Wohl taucht hier oder da ein stattlicher Palast, ein prächtiges Portal oder halb versteckt in finstre Gebäude ein gotischer Säulenhof auf. Aber diese Reste ehemaliger Prälatensitze, die seit der Rückkehr der Kurie nach Rom ihren Besitzer und ihre Bestimmung gewechselt haben und dem Verfall anheimgefallen sind, tragen nur dazu bei, den Eindruck des Verwahrlosten zu steigern. Und dann stehen wir wieder, vielleicht schon nach wenigen Schritten, plötzlich auf dem freien, sonnendurchfluteten, mit heitern Renaissance- und Barockbauten umschlossenen Hauptplatze der Stadt mitten im frischpulsierenden Leben der Gegenwart, und das Mittelalter erschiene mit einemmal abgetan, schaute nicht dort ernst und feierlich ein Gebäude herüber, das sich reiner als irgendein andres das Wesen jener düstern Zeit gewahrt hat. Es ist der Papstpalast, der sich am Westhang eines nach der Rhone hin steil abfallenden, nach der Stadt aber sich sanft senkenden Kalkfelsens erhebt, ein finsterner, dräuender, den Charakter einer Zwingburg viel mehr als einer Residenz zur Schau tragender Bau, ohne ersichtliche Einheit eines Gesamtplans durchgeführt. Denn abgesehen davon, daß ein Teil seiner Fassade gegen den andern unverhältnismäßig weit zurücktritt, sind auch die bräunlich-gelben Quadermauern selbst, deren mächtige Dicke in Erstaunen setzt, bald durch hohe, bald durch niedere Blendbögen, bald durch Erker oder Balkone, hier durch größere,

dort durch kleinere viereckige Fenster oder zinnenbefrönte Aufsätze ohne jegliche Symmetrie gegliedert. Allerdings muß man, um eine richtige Vorstellung von diesem trotz aller Mängel gewaltigsten Profanbau des Mittelalters zu gewinnen, ihn nicht in seinen Einzelheiten, sondern als Ganzes erfassen lernen, was am besten aus der Ferne, von einem der Hügel am jenseitigen Ufer der Rhone geschieht. Da scheint die Burg, obgleich sie gar nicht auf der Spitze des Felsens steht, über alle andern Gebäude, selbst über die bedeutend höher liegende Kirche Notre-Dame-des-Doms, die einst den Päpsten die altgeheiligte Petersbasilika ersetzen mußte, hinauszuwachsen, sodaß sich die Stadt wie willenlos ihr zu Füßen dehnt. Zieht man dabei in Betracht, daß zur Zeit der Päpste eine stattliche Mauer das Gebäude umgab, die sich sogar über den Hügel hinweg bis zur Rhone hinabzog, so stand die Burg völlig uneinnehmbar, die Stadt aber, solange sie noch Eigentum der Könige von Neapel war, schonungslos den Übergriffen des päpstlichen Zwingherrn preisgegeben da. So ragt dieser Palast, zu dessen trozigem Aussehen besser das Klirren der Waffen, das Stampfen der Hösse und das Krachen der Geschütze als das Murmeln frommer Gebete stimmt, wie eine Verkörperung der schrankenlosen Willkürherrschaft empor, der die glänzendsten Episoden des Avignoner Papsttums bezeichnet.

Aber nicht nur in seinem Äußern, auch im Innern spiegelt dies Schloß treu die Anschauungen und die Lebensgewohnheiten seiner einzelnen Erbauer wider. Denn nicht weniger als vier Päpste und ihre Architekten, nicht Mönche, wie die Überlieferung es will, sondern mit der Gotik wohl vertraute französische Künstler haben den Bau im Zeitraum eines Menschenalters (1335 bis 1364) ausgeführt. Allerdings hatte schon zwanzig Jahre vorher Johann der Zweundzwanzigste an derselben Stelle einen Palast so ganz nach seinem Sinn errichtet, daß nach dessen Vollendung die schwächliche Greisengestalt nie mehr das Bedürfnis empfand, ihn auch nur für Augenblicke zu verlassen. Leider ist aber von diesem Bau heute keine Spur mehr vorhanden, da Johanns Nachfolger und Erbe der von ihm aufgestapelten ungeheuern Schätze, Benedikt der Zwölfte, ihn hat niederreißen und an seiner Statt nach den Chroniken damaliger Zeit ein prunkvolleres Gebäude hat setzen lassen. Doch will die Bezeichnung „prunkvoll“ auf diese Schöpfung Benedikts, die uns in dem nördlichsten, an die Kirche Notre-Dame grenzenden Teil des Palastes erhalten ist, nicht passen. Im Gegenteil, weht uns nicht aus diesen dumpfen, engen, um einen finstern Hof gelagerten Räumen, die man heute zum Teil wieder instand gesetzt hat, etwas von dem mönchisch weltabgekehrten Geist jenes Papstes entgegen, der, obgleich streng kirchlich gesinnt, doch weder die Kraft noch den Weitblick hatte, dem damals noch ungefährlichen Wunsch der Christenheit nach einer Kirchenverbesserung durch zeitgemäße Reformen zu begegnen? Ebenso düster und gedrückt wie die Gemächer sehen schon von außen die vier trutzigen Türme aus, die den Bau nach Norden und Osten zu flankieren. Unter ihnen fällt besonders der leider seiner Bekrönung beraubte Trouillas, der Donjon der ganzen Anlage, durch seine dickstockigen, gefängnisähnlichen Formen auf. Die Überlieferung weiß denn auch von manchem Manne zu berichten, der hier geschmachtet haben soll, so vor allem von jenem sonderbaren Schwärmer Cola di Rienzi, der durch seine kühnen, beinahe zur Tat gewordenen phantastischen Pläne einer Zusammenschließung der italienischen Stämme zu einem einheitlichen Staat das Papsttum, dessen Weltstellung sich ja auf die „von Gott selbst eingesetzte“ Nachfolge des Apostelfürsten Petrus als Bischofs von Rom und der sich aus dieser Überlieferung herleitenden Herrschaft über die Ewige Stadt stützte, an seiner empfindlichsten Stelle getroffen hatte.

Wie ein Kerker schaut uns auch das Innere dieser Türme mit ihren engen, finstern Gängen und Treppen, ihren eingewölbten, dumpyigen Gelassen entgegen, über die nur flüchtig und gedämpft der Lichtstrahl durch mauerstreifenartige Fenster huscht. Es kann daher nicht wundernehmen, daß das Volk gerade in einen dieser Türme, und zwar in den am weitesten nach Osten vorgeschobnen Tour de l'Estrapade den Sitz der Inquisition verlegt, um so mehr, als dieser ein besonders unheimliches Gemach birgt, dessen pyramidenartig nach oben auslaufende Form mit den trichterförmigen Öffnungen in der Decke leicht die Vorstellung von einer geheimnisvollen Verbindung mit dem Stockwerk darüber erwecken konnte. Doch hat der Raum, wie sich nach eingehender Prüfung herausgestellt hat, einem bedeutend harmlosen Zweck gedient. Denn nicht um die armen Opfer unsichtbar zu belauschen, wurden diese sogenannten Schalltrichter angebracht; es sind Durchgangslöcher des Rauchfangs, den wir in der eigentümlichen Einwölbung der Decke erkennen müssen. Somit haben wir in diesem sogenannten Saal der Tortur wahrscheinlich nichts andres als die päpstliche Küche vor uns.

Aber auch sonst haftet dem finstern Bau Benedikts, den das Volk heute noch durch unterirdische Gänge mit dem gegenüberliegenden Ufer der Rhone verbunden glaubt, manch grausige Sage an. Irgendein Märchen der Vorzeit mag in jener Erzählung widerklingen, die sich an die Brandspuren im großen Festsaal neben dem Tour de l'Estrapade knüpft. Danach habe Benedikt der Dreizehnte, der letzte schismatische Papst, der zu Avignon residierte, hier den Großen der Stadt, denen er die Schuld an dem Tode eines seiner Neffen beimaß, ein glänzendes Gastmahl zugerichtet und mitten in der Festesfreude den Saal verriegeln und anzünden lassen, sodaß alle elend zugrunde gehn mußten. Von klerikaler Seite dagegen wird der Hugenottenführer Baron Adrets, der Sieger von Moenaz, der sich nach der Schlacht bei Chateaufort Avignons bemächtigt hatte, als der Anstifter der in Wahrheit im Jahre 1378 zufällig entstandnen Feuersbrunst bezeichnet, die auch andre Teile des Palastes ergriff. Wollends zur Ruine wurde das Innere der Burg in den Jahren 1399 bis 1411 während der berühmten, fruchtlosen Belagerung durch die Franzosen, der sich Papst Benedikt der Dreizehnte durch geschickt bewerkstelligte Flucht zu entziehen gewußt hatte. Doch haben die päpstlichen Vizelegaten, die kurz danach an Stelle des Hauptes der Christenheit als Herren in Avignon einzogen, den Bau zu ihrer Residenz wieder herrichten lassen. Immerhin wird dies, wie es ja schon der ausgebrannte Festsaal beweist, kaum in umfassender Weise geschehn sein; fest steht jedenfalls, daß vor dem Ausbruch der französischen Revolution nur die Wohnung des Legaten selbst gut imstande war. Sie lag neben jener Festhalle, allerdings in dem Flügel, der schon Clemens dem Sechsten angehörte. Aber auch seine Pracht haben die Greuel der Revolution, vor allem das sinnlose Wüten jenes Mordbuben Jourdan, der die Papstburg zur Stätte seiner Schandtaten, zur Hinnekelung zahlloser, unglücklicher Opfer ausersah, hinweggeeght. In welchem verwahrlosten Zustande sich noch ein Jahrzehnt danach der Palast befand, gibt uns in anschaulicher Weise der bekannte Archäologe Aubin Louis Millin in seiner Voyage dans les Departements au Midi de la France (Paris, 1808) wieder. Er berichtet hauptsächlich von niedergerissnen Mauern, von aufgetürmten Schutthalten in den Höfen, von langen, halb eingestürzten Gängen und Treppen, von geschwärzten, mit Spinnweben über und über bedeckten Sälen, an denen halbzerfetzte Teppiche und abgerissene Vertäfelungen herabhingen. In diesem Labyrinth, der Zufluchtsstätte von Nachtvögeln und Fledermäusen, laufe

man jeden Augenblick Gefahr, von herabfallenden Decken erschlagen zu werden oder durch halb aufgerissene Fußböden in die Tiefe hinabzustürzen. Es muß darum als ein Glück für die Erhaltung des altehrwürdigen Baudenkmals bezeichnet werden, daß man sich im Jahre 1812 entschloß, den aus Clemens des Sechsten Tagen herrührenden Teil des Palastes in eine Kaserne umzuwandeln. Ist auch der Eindruck der hochgewölbten Hallen und Säle aufs gedankenloseste zerstört dadurch, daß man sie in mehrere Stockwerke teilte, und mußte auch durch das nüchterne Treiben des modernen Soldatenlebens bei dem Besucher der Burg von vornherein jede Stimmung vernichtet werden, so wurde der Bau als solcher doch damit vor dem drohenden Untergang gerettet. In den letzten Monaten des vergangenen Jahres ist er übrigens von den Truppen geräumt worden, und er soll später, in würdiger Weise wiederhergestellt, das Landesmuseum und die Bibliothek der Stadt Avignon aufnehmen.

Wenden wir uns nun dieser Schöpfung Clemens des Sechsten zu, so ist zunächst im Grundriß eine gewisse Abhängigkeit von der Benedikts nicht von der Hand zu weisen. Denn hier wie dort bildet den Mittelpunkt des Bauplans, um den sich die durch hohe Blendbogen, breite, durchlaufende Gesimse oder kleine, gotische Fenster gegliederten Flügel gruppieren, das Viereck eines Hofes, des „Ehrenhofes“. Etwas vom Geist der Frührenaissance, wenn auch noch nicht in den frei durchgeführten Formen späterer Perioden, weht uns aus diesem weiten, lustigen Raum, den übrigens erst Urban der Fünfte vollends aus dem Burgfelsen herausbauen ließ, entgegen. Dem Innern des Gebäudes selbst aber haftet wie ja auch der zu derselben Zeit entstandnen Hauptfassade des Palastes noch mehr oder weniger der düstere Charakter einer mittelalterlichen Feste an. Man wandelt auch hier durch düstere Galerien, endlose Gänge und über versteckte Treppen, die meist in die Dicke der Mauer gelegt, bei einer Belagerung der Burg die Verbindung mit den entfernten Flügeln herstellen mußten, durch winklichte Gemächer und Säle, bei denen das Licht nur gedämpft durch kleine Spitzbogenfenster bricht. Und doch spiegelt auch dieser Teil der Burg treu den Charakter, das ganze Denken und Empfinden seines prachtliebenden Erbauers wieder, der sein Behagen fand in dem glänzenden Gefolge edler Ritter und schöner Frauen, an rauschenden Lustbarkeiten aller Art. Eine solche Reihe von Prunkgemächern, wie sie uns hier begegnen, hat kein Fürstenschloß jener Tage wieder aufzuweisen. Was will es dagegen sagen, daß uns diese Gemächer auffallend dumpf und finster, ja gedrückt erscheinen? Die damalige Zeit kannte eben unser Verlangen nach reichlicher Licht- und Luftzuführung noch nicht. Auch starren uns ja heute kahle, stumpfe Wände entgegen, statt der kostbaren Vertäfelungen und Wandmalereien, von denen die Chronisten jener Tage voll Begeisterung berichten, jener leuchtenden Seiden- und Sammettapeten, die die Juden Avignons dem Heiligen Vater als Abgabe zu entrichten hatten. Wie mögen diese Säle aber einst im festlichen Schmucke gestrahlt haben, besonders in den Tagen, wo die ganze Provence hier zusammenströmte, die siegreiche Schönheit ihrer jungen Herrin Johanna, der Königin von Neapel, zu bewundern, die, des Gattenmordes beschuldigt, gekommen war, sich dem Schiedsspruch ihres päpstlichen Vohnsherrn zu unterwerfen! Man vermutet, daß der Preis für das freisprechende Urteil Clemens des Sechsten, den sie durch die Anmut und Überzeugungskraft ihrer Rede für sich zu gewinnen wußte, die Stadt Avignon gewesen ist; wenigstens wurde sie kurz darauf um die geringe Summe von 80000 Goldgulden von der Königin an die Kurie abgetreten. Damit schien der päpstliche Stuhl für immer an Frankreich gekettet. In Rom gab es ja

nach dem Ausspruch der französisch gesinnten Kardinäle keinen trinkbaren Wein, keine eßbaren Fische; und die Lustige an der Rhone in ihrer strogenden Fruchtbarkeit und anmutigen Lage seien den düstern Palästen in Rom bei weitem vorzuziehen.

Seinem Brunkbau, von dessen Pracht nur einen annähernden Begriff die sogenannte Galerie des Konklaves in ihren mächtigen Stülpfeilern mit den scharfgezackten Blattkapitellen, den hohen Wölbungen der Decke gibt, hat Clemens der Sechste weiterhin die Chapelle basse oder den „Saal des Konsistoriums“, wie sie heute genannt wird, angefügt, die mit zu dem Interessantesten gehört, was der Papstpalast überhaupt darbietet. Von einer Gesamtwirkung kann allerdings auch hier, nachdem man den hochgewölbten Raum durch Einziehen von Querböden in drei Stockwerke geteilt hat, keine Rede mehr sein. Den besten Einblick in die großartigen Verhältnisse dieser einst durch mächtige Pfeiler in zwei Schiffe getrennten Anlage, die den untern Stock des nach Süden gerichteten Palastflügels einnimmt, erhält man noch, wenn man die große Treppe mit Doppelrampen an der Seite des Ehrenhofes hinaufsteigt. Einst mit kostbaren Marmorfriesen ausgelegt und bestimmt, die Verbindung der Chapelle basse mit der darüberliegenden Chapelle haute, einer Schöpfung Innozenz des Sechsten, herzustellen, mündet sie jetzt in halber Höhe auf einen Korridor, der gleich den daranstoßenden Sälen lediglich von dem Deckengewölbe der ehemaligen Chapelle basse gebildet wird. Es gewährt einen eigentümlichen Anblick, wie die zierlich gearbeiteten Gewölberippen an den Wänden und inmitten dieser Säle gleichsam aus dem Fußboden herauszuwachsen scheinen, während sie in Wirklichkeit die obersten Ansätze jener gewaltigen Stülpfeiler bilden, auf denen das ganze, kühn gespannte Gewölbe ruht. Stellt man sich vor, daß dieses einzig von den in drei Stockwerke völlig verbauten Pfeilern getragen wurde, so muß der Eindruck des gewaltigen Raumes überwältigend gewesen sein, um so mehr, als Decke und Wände im Glanze künstlerisch ausgeführter Malereien strahlten. Leider sind von all diesen Fresken, die eine ähnliche Anordnung biblischer Gestalten und Vorgänge zeigten, wie Michelangelo sie in der Sixtina verherrlicht hat, nur wenig Spuren mehr vorhanden. Das Jüngste Gericht an der Altarwand, dem nachgerühmt wurde, daß es sich durch die Porträtähnlichkeit der darauf dargestellten Päpste und Erzbischöfe des zwölften und des dreizehnten Jahrhunderts, durch die wahrheitsgetreue Wiedergabe der Kostüme aller Völker und Völker damaliger Zeit ausgezeichnet, fiel, schon halb zerstört, herab, als man zu Anfang des vorigen Jahrhunderts jene beklagenswerte Einteilung der Kapelle in mehrere Stockwerke traf. An den übrigen Fresken aber sollen sich Kunstfreunde selbst in dem Glauben, daß doch alles der Zerstörung preisgegeben sei, vergreifen und ganze Stücke von der Wand abgeschält haben. Nur da, wo die frevelnde Hand nicht heranreichen konnte, an den Gewölbesfeldern blieben einige alttestamentliche Prophetengestalten und leicht dahinschwebende, zu lieblichen Gruppen vereinigte Sibyllen erhalten. In der Anmut und Milde des Gesichtsausdrucks, der Leuchtkraft der Gewänder gleichen sie Schöpfungen des lebenswürdigen Florentiners Fra Angelico. Sie sind jedoch mehr als ein Jahrhundert vor ihm durch die Hand des Sienefer Meisters Simone Martini entstanden. Von demselben Maler rühren auch die Fresken in der untern der beiden übereinander gelagerten Rundkapellen in dem Turm St. Sean her, der, den berühmten Festsaal nach Osten zu begrenzend, wohl schon den Tagen Benedikts entstammt, den aber erst Clemens der Sechste hat ausmalen lassen. Leider sind diese Fresken dadurch stark beschädigt, ja größtenteils vernichtet worden, daß

man durch die Gewölbefelder der Decke einen heute allerdings wieder vermauerten Zugang nach der obern Kapelle brach. Auch in dieser, der sogenannten Kapelle der Inquisition, sind die Malereien an Wandflächen und an der Decke nur in ziemlich schlechtem Zustand erhalten. Obgleich nicht von Martini selbst, sondern von einem jüngern Meister Matteo aus Viterbo geschaffen, sind sie doch in engstem Anschluß an das ältere Vorbild ausgeführt. Szenen aus dem Leben Martials, des Heiligen aus Limousin, darstellend, dem Clemens der Sechste um seiner französischen Abkunft willen eine besondere Verehrung gewidmet hat, zeigen sie dieselben hohen, etwas langgezognen Gestalten mit dem milden, fast weichen Gesichtsausdruck, wie sie uns schon im Saale des Konfistoriums und in der untern Kapelle entgegentreten. Ebenso wirkungsvoll wie dort heben sich hier die leuchtenden, grünen oder roten, goldverbrämnten Gewänder von dem satten Blau des Hintergrundes ab.

Die folgenden Päpste, Innozenz der Sechste und Urban der Fünfte, haben der Schöpfung Clemens noch weitere Bauten nach Süden zu angefügt, ohne jedoch dadurch den Charakter des Palastes im wesentlichen zu verändern. In jenen unruhigen Zeiten, wo herumziehende Räuberbanden öfter als einmal die festverschanzte Burg bedrohten, mußte mehr auf eine zweckmäßige Verteidigung als auf eine Verschönerung des Schlosses Bedacht genommen werden. Wohl hatte der fromme Innozenz über der Chapelle dasse seines Vorgängers die schon erwähnte Chapelle hatte aufführen lassen; aber selbst sie mußte anstatt kirchlichen Zwecken als Zeughaus dienen. In der folgenden Zeit wurden sogar vor dem Eingang der Chapelle dasse Kanonen aufgepflanzt.

Das Hauptinteresse des sittenstrengen Innozenz, dem eine Erneuerung des geistlichen Lebens sehr am Herzen lag, wandte sich überhaupt nicht dem Papstpalast, sondern dem von ihm gegründeten Kloster in Villeneuve-lès-Avignon am gegenüberliegenden Ufer der Rhone zu. Wer heute durch die engen, schmutzigen Gassen dieses heruntergekommenen Städtchens wandelt, der ist nicht wenig erstaunt, inmitten der verwahrlosten Häuserreihen oder in dem Halbdunkel der mit Unrat aller Art angefüllten Höfe Teile von Prachtportalen, Friesstücken oder schön verzierten, gotischen Fensterbogen auftauchen zu sehen. Es sind Reste der in sich zusammengefallnen Lieblingschöpfung des Papstes, der Chartreuse du Val-de-Bénédiction. Selbst die Kirche des Klosters, in der Innozenz seine letzte Ruhestätte fand, war zu einer Remise für die umliegenden Bewohner herabgesunken. Zum Glück hat man wenigstens neuerdings das Grabmal des Papstes, das schließlich einem Weinbauern als Schrank dienen mußte, daraus entfernt und in einer kleinen Kapelle des dortigen Hospizes untergebracht. In den kühn durchbrochenen Formen gotischer Kunstweise, noch dazu aus einem einzigen Blocke gearbeitet, würde es noch mehr unsre Bewunderung erregen, wäre es nicht in offener Abhängigkeit von einem ältern, weit prächtignern Vorbilde, dem Grabmal Johannis des Zweiundzwanzigsten im Dom von Avignon geschaffen. Allerdings ist dieses heute, nachdem man es schon im achtzehnten Jahrhundert von seinem ursprünglichen Platz in einer Kapelle der Kirche entfernte, wo es die Chorherren bei der Ausübung ihrer Amtspflichten beengte, sehr ungünstig in der dortigen Sakristei aufgestellt. Von einem Gesamteindruck dieser leicht und zierlich ansteigenden Pfeiler und Bogen, dieser unzähligen, wie aus Spitzen gewobnen Verzierungen, die sich doch so harmonisch zu einem feingestimmten Ganzen zusammenschließen, kann hier gar keine Rede sein. Scheint es doch fast, als wolle der kühne Aufbau die engen Wölbungen der Decke sprengen, um sich desto freier entfalten zu können. In seiner Form, der Zartheit der

einzelnen Gebilde an das Sakramenthäuschen in der Lorenzkirche zu Nürnberg erinnernd, steht es doch in künstlerischer Beziehung insofern weit hinter diesem Meisterwerk spätgotischer Zeit zurück, als es gerade dessen entbehrt, was die Schöpfung Krafts weit über reine Steinmetzarbeit hinaushebt, des plastischen Schmucks an den einzelnen Baugliedern. Wohl mögen in den Gehäusen an den Pfeilern einst Figuren gestanden haben; doch werden sich diese, der damaligen Kunstrichtung entsprechend, als Beiwerk der architektonischen Anlage völlig untergeordnet haben. Wenigstens können die Heiligenstatuen, die man heute noch in der Kirche St. Pierre zu Avignon als angeblich vom Grabmal Johannis des Zweihundzwanzigsten stammend zeigt, in ihrer handwerksmäßigen Ausführung keinen Vergleich mit den von innerm Seelenleben durchglühten Werken eines Krafts aushalten.

Dagegen ist die Figur des Papstes, die auf dem viereckigen Sarkophag wie schlafend ruht, offenbar von einem seiner Zeit weit vorausseilenden Künstler geschaffen worden. Wahrlich, aus diesen Gesichtszügen, denen leider die Nase fehlt, weht uns schon etwas vom Geist der Frührenaissance entgegen, ein Beweis dafür, wie lange schon vor dieser Zeit das Streben nach Individualisierung hie und da zum Durchbruch kam. Denn der leidenschaftliche, unverföhnliche Charakter dieses Papstes ist hier mit einer solchen Schärfe wiedergegeben, daß man glauben könnte, die kleine Gestalt brauche nur aufzuspringen, um Worte bittersten Hasses, grauenvollster Verwünschung gegen ihre Widersacher zu schleudern. In dieser Hinsicht steht das berühmte Grabmal Urbans des Fünften, das, von seinem einstigen Standort in der Kirche St. Viktor zu Marseille nach Avignon gebracht, eine Hauptsehenswürdigkeit des dortigen Landesmuseums ist, trotz seiner reichern Ausführung und bessern Erhaltung weit hinter dem Monument Johannis des Zweihundzwanzigsten zurück. Diese nach byzantinischer Art mürrisch verzognen Züge verraten uns nichts von dem zaudernden Charakter eines Mannes, der trotz redlichen Willens den sich immer schwieriger gestaltenden Verhältnissen innerhalb der christlichen Kirche nicht gewachsen war. Denn wie er zuerst in selbstamer Verkenennung des Ernstes der Lage dem Verlangen seiner Zeit nach einer Rückverlegung des päpstlichen Stuhls in die Ewige Stadt dadurch zu entsprechen glaubte, daß er den Teil des Palastes, in dem er wohnte, „Rom“ nannte, so hat er auch später, nachdem er sich schließlich zur Rückkehr dorthin bequemt hatte, durch sein schnelles Verlassen der allerdings völlig verkommenen und verwilderten Stadt dem Ansehen des Papsttums schwere Wunden geschlagen. Loberte doch nach seiner Rückkehr in das behaglichere Avignon der kurz zuvor durch den päpstlichen Feldherrn Albornoz niedergeschlagene Aufstand in Italien von neuem so gefährlich empor, daß dort die weltliche Herrschaft des Heiligen Vaters völlig in Trümmer zu gehn drohte. Dazu kam, daß das immer weiter um sich greifende Sektenwesen und nicht zuletzt das in England, Frankreich und Böhmen zutage tretende Verlangen nach einer nationalen Gestaltung des religiösen Lebens die fortschreitende Zerbröcklung der Kirche in Aussicht stellte. Dieser drohenden Gefahr durch Erfolg versprechende Maßregeln zu begegnen aber war, mittelalterlicher Anschauungsweise gemäß, nur von der in den Augen des Volkes altgeheiligten Stätte, von Rom aus, möglich. So entschloß sich denn Urbans Nachfolger, jener ernstgesinnte Gregor der Elfte, ob sich ihm gleich an der Schwelle seines Zimmers die eigne Mutter hemmend entgegenwarf, den Weg zu gehn, den ihm die Ehre und die Pflicht gebot, im Geiste schon die Reformen einer Erneuerung der schwer bedrohten Kirche überdenkend. Mit seinem Weggang hatte Avignon für immer seine völkerbeherrschende Rolle ausgespielt. Wohl schien noch einmal, den letzten Strahlen der untergehenden

Sonne gleich, wie sie sich verklärend auf die höchsten Bergspitzen legen, um dann um so rascher und um so gründlicher zu erlöschen, ein Rest des alten Glanzes über der verwaiseten Stadt aufzugehn, als nach dem viel zu frühen Tode Gregors des Elften zwei Päpste den apostolischen Stuhl bestiegen, und der eine von ihnen, Clemens der Siebente, sich Avignon zu seiner Residenz auserkor. Aber nur ein verzerrtes Abbild jener machtvollen Gestalten, denen sich demütig einst der Weltkreis gebeugt hatte, wird sein Nachfolger Benedikt der Dreizehnte durch die Nachkommen des französischen Königs Philipp vertrieben, der einst von Clemens dem Fünften als das blinde Werkzeug seiner Herrschergelüste nach Frankreich gelockt worden war. Seitdem kam kein Papst mehr nach Avignon. Leer steht neben dem Hochaltar der weiße Marmorthron, der die Päpste aufnahm, wenn sie dem Hochamt in der engen, düstern Notre-Dame-Kirche, diesem bescheidenen Nebenbuhler St. Peters, bewohnten, und den fromme Ehrfurcht nimmer von seiner ursprünglichen Stelle gerückt hat. Kein Fuß wagt es mehr, auf den Balkon an der Fassade der Kirche hinauszutreten, aus heiliger Scheu, jene Stätte zu entweihen, von der aus einst das *urbi et orbi* des Hauptes der Christenheit ertönte. Avignon aber ist wieder in seine frühere Bedeutungslosigkeit zurückgefunken; nur die Papstburg ragt, im Außern unversehrt, trotzig, finster und tyrannisch, wie ehemals, weit über der Stadt graues Häusermeer empor. Aber wie sich der Pilger, der, in Gedanken verloren, ihre dumpfen Räume durchwandelt und dann den Turm Trouillas oder den Kalkfelsen über dem Schlosse erstiegen hat, mit einemmal aus der düstern, mittelalterlichen Welt hinausgehoben sieht in die unbeschränkte Weite eines unsagbar anmutigen Landschaftsbildes, so hat auch in dem freien Lichte der Gegenwart das Gebäude das Dräuende, ja Bedrückende für uns verloren. Mit ehernem Schritt ist die Geschichte über das Lebenswerk der Päpste hinweggeschritten, den Völkern das gewährend, was jene in ihrer selbstsüchtigen Politik ihnen vorenthalten wollten, Gedankenfreiheit und den Zusammenschluß der durch gemeinsame Sprache verbundenen Stämme zu festen, aus sich selbst erstarkenden Nationen.



Die kleine graue Katze

Von Ingeborg Maria Sid

(Fortsetzung)

Stogstarp, 8. August



a, meine liebe Petrea, die glückliche Wendung der Verhältnisse für meinen lieben Jungen, die ich so sehr ersehnte, auf die ich aber kaum zu hoffen gewagt hatte — hat sich ganz unerwartet auf ihn herabgesenkt, wirklich wie vom Himmel herab. Unverhofft kommt oft, das muß ich hier bestätigen, und ich nehme so aufrichtig teil an seiner Freude, daß ich mich selbst ganz verjüngt fühle.

Nun höre, wie das Wunderbare sich zutrug. Als wir gestern nach Tisch unsre Zigarren anzündeten, schlug ich Axel wie gewöhnlich einen Spaziergang vor. Aber er antwortete, er habe zuerst noch einige Briefe zu schreiben und könnte erst später nachkommen. Ich sagte, ich werde dann über den Bahnhof zurückkehren, weil ich mir bei dem Vorstande dort eine Auskunft holen wollte.

Gegen acht Uhr lenkte ich meine Schritte heimwärts. Die Sonne war eben untergegangen, und ein goldner Schein lag noch über den Fluren. Aber kein Axel kam mir entgegen. Eine kleine Strecke vor Stogstarp traf ich die alte Bengta,